Themen, die hier sachlich referiert werden, und auf die ich an dieser Stelle bewußt nicht eingehe. Die Problematik dieses Buches besteht in seiner ideologischen Klammer, die in Zukunft die klassischen Tätigkeiten in einem Museum bestimmen soll. Fragen zu notwendigen Veränderungen im Museum werden an vielen Stellen des Buchs bloß dogmatisch postuliert. Es geht nicht um Sammlungen und Objekte, sondern vor allem um Diskursmacht, die mit einem unzureichenden dialektisch-wissenschaftlichen Handwerk Museumsgeschichte zu kritisieren versucht. Dazu finden sich an zahlreichen Textstellen Beispiele und Anleitungen, die jeder und jedem Studierenden zu empfehlen sind, um Diskurssicherheit und Einsicht in laufende Prozesse zu gewinnen. Es geht nämlich nicht mehr darum, über sich selbst hinauszudenken, sondern frühere Generationen von Museumsleuten sollen in ihrer Gesamtheit als Zuarbeiter des Kolonialismus moralisch in Zweifel gezogen werden. Zugleich will man die eigenen Defizite mit herablassenden Bemerkungen überdecken und Identitätsgruppendenken unter dem Deckmantel des Fürsprechers für indigene Interessen als ein Opferkollektiv konstruieren. Das Buch wird für Studierende deshalb interessant sein, weil sich hier anhand seiner ideologischen Einschübe deutlich ein Stand postkolonialer Debatten in Deutschland zeigt.

1 Larissa Förster und Iris Edenheiser: „Zum Auftakt. Shifting Grounds“ (13–27)

2 Mareile Flitsch: „Könnerschaft in ethnologischen Sammlungen. Über transprofessionelle Zusammenarbeit im Museumsdepot als Chance“ (228–249), S. 242

3 Nora Landkammer: „Das Museum als Ort des Verlernens? Widersprüche und Handlungsräume der Vermittlung in ethnologischen Museen“ (304–321)

4 Malik Nejmi: „Objets trouvés – Paradis perdus“ (294–299), S. 296

5 Andrea Scholz: „Transkulturelle Zusammenarbeit in der Museumspraxis. Symbolpolitik oder epistemologische Pluralisierung?“ (162–179), S. 174

Claus Deimel

Holger Jebens (Hrsg.): Nicht alles verstehen. Wege und Umwege in der deutschen Ethnologie. Berlin: Reimer 2019. 399 S., 18 s/w-Abb.

Zwischen 2001 und 2018 erschien zu Beginn einer jeden Paideuma-Ausgabe jeweils ein autobiographischer Beitrag einer Person, die vor ihrer Pensionierung beziehungsweise Emeritierung das Fach Ethnologie vertreten hatte. Die insgesamt 19 Beitragenden, von denen mittlerweile einige verstorben sind, waren eingeladen worden, auf die Fragen zu antworten „Wie kam ich zur Ethnologie? Wie war es damals? Was hat sich geändert?“.[1] Holger Jebens, Mitherausgeber von Paideuma, hat diese Beiträge nun gesammelt in einem Band publiziert. Anders als es der Untertitel vermittelt, wird hier nicht lediglich die deutsche, sondern insbesondere die deutschsprachige Ethnologie behandelt, was das Buch umso interessanter macht, wobei etwa aus den Beiträgen von Jean Lydall und Ivo Strecker, die gemeinsam einen Rückblick verfaßten, oder von Mark Münzel auch etwas über ihre frühere Studienzeit in London bezehungsweise in Paris zu erfahren ist.[2] Aus Deutschland, Österreich und der (deutschsprachigen) Schweiz kommen hier Fachvertreter und neben Jean Lydall mit Beatrix Heintze und Heike Berendt noch zwei weitere Vertreterinnen zu Wort. Der von Münzel geprägte Titel des Sammelbandes „Nicht alles verstehen“ könnte für eine neue Bescheidenheit stehen, die im Fach in den vergangenen Jahrzehnten neben anderem leitend wurde; möglich wäre auch, ihn als einen Hinweis an die Leserschaft zu begreifen, daß sich nicht jeder biographische

Weg, der wohl nie ohne Kurven, Umwege und Stolpersteine verläuft, nachvollziehen lassen muß; und schließlich könnte der Titel auch die Perspektive der einzelnen Autorinnen und Autoren umschreiben, die auf ihre (akademische) Vergangenheit, auf ihre eingeschlagenen Pfade, ihre Erlebnisse bei Feldforschungen und andere Erfahrungen vielleicht manchmal kopfschüttelnd zurückblicken.

Entsprechend der offenen Fragen, die den zwischen 1924 und 1947 geborenen Autorinnen und Autoren gestellt wurden, variieren die Beiträge hinsichtlich ihrer Form, ihres Stils und ihrer inhaltlichen Schwerpunkte beträchtlich. In seiner aufschlußreichen Einleitung, die sich in weiten Teilen selbst als Teil einer Rezension eignen würde, benennt Jebens diese Vielgestaltigkeit, weist aber auch auf Gemeinsamkeiten hin, so etwa auf die NS-Zeit und den Zweiten Weltkrieg als fast durchgehend mittel- oder unmittelbar erlebte, bedeutsame Komponenten der eigenen Biographie. Ferner werden fast ausnahmslos die unterschiedlichen Auslöser für das Ethnologie-Studium sowie die damaligen Studienbedingungen oder auch die Art der Stellenvergabe geschildert. Viel Raum nehmen in den meisten autobiographischen Rückblicken die Feldforschungen ein, die bekanntermaßen im Fach „eine besondere Wertschätzung" geniessen (13).

Die hier publizierten autobiographischen Aufzeichnungen unterscheiden sich in vielerlei Hinsicht von den Interviews, die Dieter Haller zwischen 2007 und 2009 mit Fachvertreterinnen und -vertretern geführt hat.[3] So mußten die Autorinnen und Autoren nicht spontan antworten, sie hatten die Möglichkeit, ihre Ausführungen immer wieder zu überdenken und zu überarbeiten, und sie konnten selbst darüber entscheiden, wie sie ihren Text aufbauen, welche Schwerpunkte sie setzen und was sie erwähnen oder lieber aussparen möchten beziehungsweise inwieweit sie ihre autobiographischen Schilderungen von Entscheidungen, Krisen und Umwegen retrospektiv in einen sinnhaften Zusammenhang bringen. Dementsprechend schreibt Christian Feest zu Beginn seines Textes:

> Was sich im Nachhinein als zielgerichteter Lebensweg lesen läßt, war bei näherer Betrachtung von einer Vielzahl kontingenter Ereignisse bestimmt, von immer neuen Weggabelungen, an denen sich jeweils die Notwendigkeit neuer Richtungsentscheidungen ergab. Man kann zwar rückblickend diese Entscheidungen mit einschlägigen Vorerfahrungen unterlegen, die aber umgekehrt nur als Folge dieser Entscheidungen signifikant geworden sind.[4]

Während Lothar Stein – der einzige Autor im Band, der auch die DDR-Zeit aus eigener Erfahrung beleuchten kann – und Herrmann Jungraithmayr jeweils einen verhältnismäßig geradlinig verlaufenen akademischen Werdegang schildern,[5] ergänzt durch kurze Berichte über Aufenthalte im Sudan, im Irak und Südarabien beziehungsweise im Sudan, Tschad, in Nigeria und Kamerun, entschied sich Bernhard Streck dafür, die „Vorgänge nach 1990 in der Hauptstadt der DDR-Ethnologie Leipzig" ins Zentrum zu rücken, und er schickt voran:

> Ich erspare mir also ausführliche Rückblicke auf meinen nicht gerade normgerechten wissenschaftlichen Werdegang, den ich in so vielen Bewerbungsschreiben immer aufs neue aufschminken mußte, um eine Zusammengesetztheit zu verdecken, die Zweifel an meiner Facheignung hätten wecken können.[6]

Es lag auch im Ermessen der Beitragenden, wieviel Einblick sie in ihre Privatsphäre geben, ob sie Familienmitglieder erwähnen und ob sie auch Augenblicke der Verunsicherung, der persönlichen Besorgnis oder sogar des Scheiterns thematisieren wollen. So blendet etwa Hans Fischer ab dem Abschnitt „Studium" Privates nahezu aus,[7] wohingegen Rüdiger Schott die Beschreibung seines „Weg[es] zur und in der Ethnologie" mit einem Zitat seines Enkelkindes beginnt.[8] Jean Lydall und Ivo Strecker thematisieren auch ihre Beziehung

zueinander, ihre zeitweise Trennung und ihr Wiederzusammenkommen im Kontext ihrer Studien in Äthiopien (255). Mark Münzel geht ebenfalls über schlichte Feldforschungsdaten hinaus, wenn er, unter „Amazonasindianer geworfen", von der unmittelbaren Begegnung mit dem „unausgesprochen[em] Andere[m]" schreibt und einen „anstrengende[n] Schnellkurs in fremden Regeln" schildert (216–217). Heike Behrend hält fest, sie sei niemals „so sehr ausgelacht worden" wie während ihrer ersten Feldforschung in den Tugenbergen,[9] sie zeigt jedoch auch auf, welche Vorteile ihr aus dieser Rolle erwachsen seien (373).

Generell ermöglicht nahezu jede autobiographische Rückschau einen Blick über die rein ethnologischen Publikationen des Verfassers beziehungsweise der Verfasserin hinaus auf die persönlichen Rahmenbedingungen und äußeren Umstände seiner beziehungsweise ihrer Forschungen. Selbstverständlich können hier nur einige der zahlreichen Facetten erwähnt werden.

Während sich seit dem Ende der 1960er Jahre Individualreisen zunehmender Beliebtheit erfreuen, so daß sich viele, die in der folgenden Zeit ein Ethnologie-Studium aufnahmen, zuvor bereits in außereuropäischen Ländern aufgehalten hatten (und dann mitunter in vollen Lehrsälen von dem „trockenen" Studienfach enttäuscht wurden), war die Reihenfolge früher den zeitgeschichtlichen Rahmenbedingungen entsprechend eine andere: Die meisten der älteren Autoren, die hier zu Wort kommen, reisten erstmals während des Studiums oder – häufiger noch – im Anschluß daran in fernere Länder. Horst Nachtigall führte sein „Fernweh zur Wissenschaft".[10] Josef Franz Thiel, der als Heranwachsender in prägenden Jahren „Krieg, Hunger, Seuchen und Sterben so hautnah erlebt hat", ließ sich durch Albert Schweitzer sowie dessen Arbeit in Lambarene inspirieren und trat ins Missionspriesterseminar St. Gabriel ein. Ihn haben „Afrika und die Afrikaner nie wieder losgelassen".[11]

Fast alle, die hier ihren akademischen Werdegang beschreiben, haben die Achtundsechziger-Bewegung an den Universitäten unmittelbar erlebt oder waren sogar Teil davon. Die Erinnerungen an jene Zeit und an diese Bewegung, die nicht zuletzt von Studierenden und mehr in Westdeutschland als in Österreich und in der Schweiz geführt wurde, erfolgen aus verschiedenen Perspektiven und beziehen sich auf unterschiedliche Orte. So erwähnt Lydall „sit-ins" in London und „the beginning of the hippy movement" (250), während für Behrend das „Studentenleben" in Berlin „aus einer Reihe von ziemlich aufregenden sozialen Experimenten mit unsicherem Ausgang" bestand, bei denen man „einen wirklich großen Gegner [hatte], das kapitalistische System" (369). Im Jahre 1969 aus Paris nach Frankfurt zurückgekehrt, stellte der Student Münzel fest, daß man dort inzwischen Marx las, daß „Vorlesungen der Kritischen Schule […] begeistert besucht und gestört" wurden und daß Eike Haberland einen „Zweifrontenkrieg" führte, und zwar „gegen die Überreste der Ergriffenheit und Intuition der Frobenius-Schule, der er Fakten der afrikanischen Geschichte entgegensetzte; und gegen Studenten, denen er wie die Verkörperung des von Frazer und Frobenius beschriebenen Heiligen Königs erschien" (219).

Hans Fischer hatte es als Ordinarius und Museumsdirektor nach eigenen Angaben abgelehnt, „zur Eröffnungsfeier des Wintersemesters im Talar aufzutreten" (30). Gleichfalls als Professor beziehungsweise als Vertreter des „establishments" empfand Horst Nachtigall in Marburg die „hochschulpolitische Situation" als „für die Völkerkunde nicht günstig". Versuche, das Fach „zu einer ‚Sozialistischen Ethnologie' umzugestalten", habe man jedoch abwenden können. „Die damals üblichen Diskussionen mit den ‚fortschrittlichen Studenten'", so Nachtigall, „ließen sich relativ einfach führen, da es meist nur um ein Dutzend Argumente über Ursprung und Entwicklung der Menschheit ging, die ein Völker-

kundler leicht beantworten beziehungsweise widerlegen konnte“ (96). Rüdiger Schott, der „gleichsam als ‚Klassenfeind‘“ an der Universität Münster in einem „Klima des generellen Mißtrauens“ arbeitete, gibt an, nicht sehen zu können, „was die 68er dem Fach Ethnologie Neues und Gutes gebracht haben“ (57).

In Heidelberg, wo unter anderem Wilhelm Emil Mühlmann (1904–1988) lehrte, erlebte Fritz Kramer „schwer erträgliche Spannungen zwischen erregten Studenten und verstörten oder erbitterten Professoren“.[12] Ein „herrschaftsfreier Diskurs“ oder eine „sachgerechte Verständigung“ sei durch „pauschale[…], teilweise groteske[…] Unterstellungen“ auf beiden Seiten behindert worden (232). Nach seiner Promotion bei Mühlmann im Jahr 1969 konnte Kramer jedoch von der Außerkraftsetzung älterer „Tabus“ sowie von der Rehabilitierung bislang verpönter Autoren profitieren und es begann für ihn, was er als „eine Zeit des nachholenden Lernens“ bezeichnet:

> Ich las Marx und kritische Marxisten wie Karl Korsch, aus Deutschland vertriebene jüdische Intellektuelle und Philosophen wie Theodor Adorno, Walter Benjamin und Karl Löwith, dessen Vorlesung über Valérys Kritik an der Geschichte ich in Heidelberg hörte, und, nun ohne Scheuklappen meines Studiums, die Grundtexte der *social anthropology* (232; Kursivsetzung im Original).

Da viele der Beitragenden – zum Teil sogar in leitender Position – an Museen tätig waren, wird in dem vorliegenden Band auch von dem Erwerb von Artefakten, von Ausstellungen an verschiedenen Orten und nicht zuletzt von dem (früheren) Verhältnis zwischen Museum und Universität berichtet. Lothar Stein, von 1980 bis 2001 Direktor des Leipziger Grassi-Museums, erinnert sich gerne an seine Arbeit als Leiter des Ethnographischen Museums in Karthoum und das allgemeine Interesse an der Ausstellung „Kulturelles Erbe des Westsudan“, mußte jedoch Jahre später feststellen, „daß die dort allgegenwärtigen Termiten zahlreiche Sammlungsobjekte, die wir drei Jahre zuvor gesammelt hatten, vernichtet hatten“ (110). Gerhard Baer, erstmals in den 1950er Jahren am Baseler Museum tätig und hier Museumsdirektor von 1967 bis 1995, berichtet von einer zunehmenden Hinwendung zu aktuellen Themen in den 1990er Jahren und zeigt Möglichkeiten einer notwendigen „Zusammenarbeit mit den Ursprungsgesellschaften“ auf.[13] Thiel, der sich wiederholt für einen engeren Austausch zwischen Museen und Universitätsinstituten eingesetzt hat, beendet seinen Beitrag mit Sätzen des Bedauerns:

> Inzwischen haben sich [...] die Museen derart weit von den Universitätsethnologen wegentwickelt, daß den einen die theoretische Sicht ihrer Objekte und den anderen die materielle Kultur abhanden gekommen ist. Aufs Ganze gesehen schwächt diese Amputation die eine wie die andere Seite. Gemeinsam wären sie stärker (134).

Zu den Höhepunkten des vorliegenden Sammelbandes gehören aus meiner Sicht die Beschreibungen der Stimmungen und des Klimas an einzelnen Instituten von den Nachkriegsjahren bis in das späte vergangene Jahrhundert sowie der Begegnungen mit Fachvertretern, die heute oft nur noch ihrem Namen oder ihren Schriften nach bekannt sind. Es sind solche persönlichen Erinnerungen, die in ihrer Vielstimmigkeit am ehesten einen Eindruck von der Atmosphäre damals und von den Charakteren einzelner Personen vermitteln können. Jungraithmayr berichtet über die „Wiener Jahre (1950–1953)“ am Institut für Ägyptologie und Afrikanistik (139–141), während Karl R. Wernhart das Institut für Völkerkunde in Österreichs Metropole, dessen Ausrichtung, Netzwerke und auch Veränderungen etwa unter den Professoren Walter Hirschberg (1904–1996) und Josef Haekel (1907–1973) von den frühen 1960er Jahren über die folgenden Jahrzehnte aus eigener Anschauung beschreiben kann. Christian Feest empfand Haekel bei ihrer ersten Begegnung als „sehr vertrauenserweckend“ (315), er sei

ein „Mann von enzyklopädischem Wissen“ gewesen, dabei jedoch bescheiden und selbstkritisch auftretend (316), während Hirschberg „in vieler Hinsicht das Gegenteil“ verkörpert habe: „wortgewaltig-emotional, manchmal polternd und ein antiklerikaler Kritiker der SVD sowie zunehmend auch ihrer Ethnologie“ (318).

Wird Hirschberg heute meist mit dem Nationalsozialismus in Zusammenhang gebracht, gilt ähnliches für Hermann Baumann, der „in der NS-Zeit als NSDAP-Mann nach Wien berufen“ worden war, wie Wernhart es formuliert (294). In den Nachkriegsjahren sah sich Klaus E. Müller von der ersten Vorlesung an von Baumann beziehungsweise von der „universalen Breite“ und historischen Tiefe seines Stoffes „in den Bann“ gezogen, wobei Baumann „bescheiden, ja fast schüchtern“ gewesen sei und „Zeit für die persönlichen Sorgen und Anliegen seiner Studenten“ gefunden habe.[14] „Baumanns NS-Vergangenheit“ sei dagegen „nur andeutungsweise bekannt“ gewesen, so erinnert sich Beatrix Heintze,[15] deren Großvater 1944 als Angehöriger des Goerdeler Kreises hingerichtet worden war (170–171). Zwar habe ihr Baumann bei der ersten Begegnung deutliche Ablehnung bekundet,[16] ihr Engagement muß ihn jedoch überzeugt haben. Sie wurde später als erste Frau in München im Fach Völkerkunde promoviert, und sie übernahm gewissermaßen den regionalen Schwerpunkt Angola von Baumann.

Wie andere der hier zu Wort kommenden Personen sollte auch Heintze später dem Frobenius-Institut angehören. Meinhard Schuster wählt gar seine „Studenten- und Assistentenjahre im Frobenius-Institut 1948–1956“ (65–87) zum Kernthema seiner Retrospektive. Da Jebens als Herausgeber ebenfalls diesem Institut angehört und da die Auswahl der Autorinnen und Autoren unter anderem aufgrund „bereits bestehende[r] Kontakte“ erfolgte (8), ist eine gewisse Häufung von Beitragenden mit Frankfurt-Bezug nicht überraschend. Der Sammelband endet mit einem Index, bei dem man sich allerdings fragt, warum einzelne Verweise unter anderem zu den Kategorien „Ethnologen“, „Länder“ und „Fächer“ zusammengefaßt werden.

„Die achtzehn autobiographischen Rückblicke“ (neunzehn, wenn man Lydall und Strecker einzeln zählt) lassen sich unbedingt, wie Jebens einleitend schreibt, „als Beiträge zur Geschichte der deutschsprachigen Ethnologie lesen“ (15) und dank der stabilen Bindung auch immer wieder durchblättern, ohne daß sie aus dem Leim gehen. In seiner Gesamtheit stellt der Band eine Fundgrube für wissenschaftshistorisch Interessierte dar. Die Beiträge illustrieren in der Vielfältigkeit der hier angeschnittenen Forschungsschwerpunkte die schon lange bestehende Breite und Interdisziplinarität des Faches Völkerkunde oder Ethnologie – mit dem Linguisten Volker Heeschen kommt auch ein „Quereinsteiger“ zu Wort,[17] der hier seine aufschlußreichen „Wege und Umwege zur Ethnologie“ nachzeichnet – wie auch die Ausformung der Disziplin im Laufe der Jahrzehnte. Auf die Frage, was sich geändert habe, antworten einige Autorinnen und Autoren auch mit Ausblicken auf die weitere Entwicklung des Faches beziehungsweise nennen sie Schwerpunkte, die ihrer Meinung nach gesetzt werden sollten, und sie bringen mitunter „Positionen zum Ausdruck, die durchaus zeitgemäß sind und an die man anschließen könnte, um sich im Sinne einer fachgeschichtlich informierten Selbstverständigung der Besonderheiten und Stärken der eigenen Disziplin zu vergewissern“ (19).

1 Holger Jebens: „Einleitung“ (7–24), S. 8

2 Jean Lydall und Ivo Strecker: „Merging horizons“ (245–273), Mark Münzel: „Nicht alles verstehen“ (209–228)

3 Siehe http://www.germananthropology.com.

4 Christian Feest: „Die Macht des Schicksals, oder: Zufall und Notwendigkeit. Wie ich zur Ethnologie kam (oder sie zu mir)“ (311–327), S. 311

[5] Lothar Stein: „Mein Weg zur Ethnologie“ (103–199), Herrmann Jungraithmayr: „Ein Leben mit afrikanischen Sprachen“ (137–167)

[6] Bernhard Streck: „Versuch eines ‚Selfies‘ unter besonderer Berücksichtigung der nur partiell gelungenen Wiedervereinigung der deutschen Völkerkunde“ (329–348), S. 330

[7] Hans Fischer: „Fünfzig Jahre Ethnologie“ (25–40)

[8] Rüdiger Schott: „Mein Weg zur und in der Ethnologie“ (41–64), S. 41

[9] Heike Behrend: „Menschwerdung eines Affen. Versuch einer Autobiographie der ethnographischen Forschung“ (367–386), S. 372

[10] Horst Nachtigall: „Vom Fernweh zur Wissenschaft“ (89–101)

[11] Josef Franz Thiel: „Über die Mission zur Ethnologie“ (121–135), S. 125

[12] Fritz W. Kramer: „Unter Ethnologen und Künstlern“ (229–243), S. 232

[13] Gerhard Baer: „Lebendig bleiben“ (275–286), S. 280, 282

[14] Klaus E. Müller: „*Vivere militare est*. Eine autobiographische Skizze“ (191–208), S. 197

[15] Beatrix Heintze: „Mein langer Weg nach ‚Angola‘“ (169–189)

[16] „Sie sind eine Frau. Mit ihnen gebe ich mich nicht ab. Denn wenn Sie später einmal heiraten, war ja alle meine Mühe umsonst!“ (172)

[17] Volker Heeschen: „Flucht und Ausfahrt. Wege und Umwege zur Ethnologie“ (349–366)

Katja Geisenhainer

Christian Reichel: Mensch-Umwelt-Klimawandel. Globale Herausforderungen und lokale Resilienz im Schweizer Hochgebirge. Bielefeld: transcript 2020. 295 S., 2 Tab., 55 Abb.

Die Studie von Christian Reichel untersucht Anpassungsstrategien der lokalen Bevölkerung im Hochalpenraum an klimatische und strukturelle Wandlungen sowie ihre besonderen Wechselbeziehungen mit ihrer natürlichen und institutionellen Umwelt. Der empirische Kern des Werkes beruht auf mehrjährigen, mit wiederholten Aufenthalten verbundenen Feldforschungen des Autors im Safiental in der Schweiz. Dieses Tal, das zugleich einer Gemeinde im Kanton Graubünden den Namen gibt, ist von Veränderungen wie einer zunehmenden Be- und Zersiedelung, nicht-nachhaltigen Formen des Alpentourismus einschließlich des Baus neuer Infrastrukturen wie Wasserkraftwerke, Straßen und Hotelbauten geprägt, sowie von Umweltveränderungen durch lokalen und globalen Klimawandel, die unter anderem das Abschmelzen von Gletschern und damit verbundene Lawinenabgänge zur Folge haben. Aber auch die zunehmende Abwanderung junger Menschen, die Mechanisierung der Landwirtschaft und die Veränderung von Absatzmärkten für landwirtschaftliche Produkte stellen aktuelle Herausforderungen dar. Die Monographie, die ethnographische, geographische und systemanalytische Methoden kombiniert, wurde im Jahre 2018 an der Freien Universität Berlin als Dissertation verteidigt.

In einer ausführlichen Einleitung werden der Gegenstand und Hintergrund der Forschungsarbeit sowie die Methoden vorgestellt. Letztere umfassten Beobachtung, Begehung sowie Interviews. Hinzu kommen Verfahren der partizipativen Kartierung, das heißt der visuellen Darstellung räumlicher Veränderungen sowie kultureller und sozialer Sachverhalte. Dabei kann lokales Wissen auf unterschiedlichen Ebenen mit naturwissenschaftlichen Daten verknüpft werden.

Im Kapitel 1 wird der theoretische Bezugsrahmen entfaltet. Dieser kann vor allem mit den Kernbegriffen Klima- und Umweltwandel im sogenannten Anthropozän, Aspekten lokaler Vulnerabilität versus Resilienz und Adaptation umrissen werden. Reichel verbindet dabei in erster Linie Perspektiven der Ethnologie und Soziologie lokalen Wissens mit jenen der Ethnologie des Raumes beziehungsweise der